

ANTONIA SEIFERT

Freitagabend: Bei Tom, 31, und Nina, 27, stehen Serien auf dem Programm. Ganz traditionell. Wie für andere der freitägliche Fisch ist der Serienabend ein wöchentlich wiederkehrendes Fernsehritual des kinderlosen Paares. „Freitag ist der perfekte Tag zum Gucken, meist haben wir eine anstrengende Woche hinter uns und sind sowieso zu müde zum Ausgehen“, erklären die beiden. Der Grafikdesigner und die Jurastudentin passen somit perfekt ins Bild, das sich Wissenschaftler von Paaren auf der Couch machen. „Sehr häufig wird das Fernsehen genutzt, um sich von Arbeits- und Alltagsstress zu erholen. Paare bilden da natürlich keine Ausnahme“, sagt Leonard Reinecke, Medienpsychologe der Universität Hamburg. Fernsehen anschalten und dabei abschalten, heißt das Prinzip. Der Psychologe hat daran nichts auszusetzen: „Gemeinsame Paar-Aktivitäten wie ein Abendessen zu zweit oder ein Treffen mit Freunden sind dadurch ja nicht gefährdet, sondern finden zu anderen Zeiten statt.“ Etwa am Wochenende, wenn wieder genug Kräfte für Unternehmungen da sind.

Nina und Tom sind seit knapp vier Jahren ein Paar. Und sagen: „Zusammen Serien schauen kann sehr intim sein.“ Heißt: Sie sind sich nicht nur körperlich nah, sondern fühlen sich zudem gleichsam unterhalten. So gibt auch der Münchner Paartherapeut Stefan Woinoff seinen Segen zum Fernsehobby: „Da sich beide Partner auf die nächste Folge der Serie und den Kuschertermin freuen, verbindet sich die Spannung der Serie mit der Beziehung, und in der Erinnerung an den Abend hatten beide gemeinsam schöne und spannende Momente.“

An diesem Abend gönnen sich Tom und Nina Sushi und „Mad Men“. Die beiden haben sich die kürzlich in den USA auf DVD erschienene vierte Staffel der Serie schicken lassen. Nun machen sie es sich in ihrem Wohnzimmer auf dem grünen Sofa bequem und tauchen ein in das Leben der New Yorker Werber in den frühen 60er-Jahren.

Früher sah das Paar noch viele Serien im Bett: Mit dem Laptop auf der Decke guckten sie die Serie „Lost“, bis sie einschliefen. Während einer langen Seriennacht überhitzte vergangenes Jahr allerdings Toms Notebook, und für die beiden war der Zeitpunkt gekommen, sich im eigenen Wohnzimmer ein Heimkino zu schaffen. Seither bevorzugen sie viele ihrer Generation das Schauen per Videobeamer – mit der vollen Wirkung aller Spezialeffekte. Dank DVD-Boxen, Festplattenrekorder, Video-on-Demand-Webseiten und Mediatheken gucken sie nun, wann und was sie wollen.

Noch vor zehn Jahren spielte das Internet für Fernsehserien eine geringe Rolle. Heute liefert das Netz die Serien vollelektronisch und dazu noch den geistigen Überbau in Form von Empfehlungen, Hintergrundwissen und Austauschmöglichkeiten. Auf Facebook etwa gefällt 7,4 Millionen Nutzern die Seite von „Sex and the City“, täglich kommentieren Hunderte Fans die Pinnwandbeiträge – obwohl die letzte Staffel im Jahr 2004 abgedreht wurde.

Die Diktatur des Fernsehprogramms und die Zeiten nerviger Werbeunterbrechungen der Lieblingsserie sind vorüber. Nie wieder muss Nina ein Treffen am Mittwochabend mit Kommilitonen ausfallen lassen, weil ProSieben „Grey's Anatomy“ zeigt. Einzige Ausnahme: Wann immer es geht, trifft Nina sich zum Serienschauen mit alten Schulfreundinnen. Tom freut sich dann über den „Nina-freien“ Abend, an dem er sich alte „Scrubs“-Folgen ansehen kann.

Aktuell ist die gemeinsame Serienliebe der Freundinnen Patrick Jane, Hauptfigur der Krimiserie „The Mentalist“. Nina spricht über ihn wie über einen guten

Freund, versichert aber glaubwürdig, keine „tieferen Gefühle“ für den Mann zu hegen. Auch damit passt sie ins Bild des Medienpsychologen Reinecke. Er berichtet von einer Studie, in der die Intensität der Beziehung zu Fernsehfiguren mit der Beziehungsstärke zu echten Menschen, etwa Freunden und Verwandten, verglichen wurde. Das Ergebnis: Die meisten Rezipienten fühlen sich ihren Lieblings-Charakteren etwa so sehr verbunden wie einem guten Nachbarn. Reineckes Fazit: „TV-Charaktere sind sympathische Begleiter in unserem Alltag, tiefe Gefühle oder intensive und dauerhafte emotionale Bindungen entwickeln sich aber in der Regel nicht.“

Mit den neuen medialen Möglichkeiten hat sich zwar die Art und Weise des Serienkonsums speziell von jungen Leuten enorm verändert, die Macht von dem, was sie schauen, bleibt erstaunlich konstant. Denn immer noch gilt: Alle Serien, egal welchen Genres, ob erfolgreich oder nicht, wurden für das Fernsehen produziert. „Genau deshalb hat sich die Wirkung auf den Zuschauer weniger geändert, als man vermuten könnte“, erklärt Dennis Eick, Drehbuchautor und Gastprofessor an der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam. Nach wie vor schaffen Serien einen Bindungseffekt, indem sich der Zuschauer ein Netz aus „parasozialen“ Kontakten aufbaut. So nennen es Medienpsychologen, wenn sich Menschen emotional an Personen binden, die sie nicht persönlich kennen oder die nicht real existieren, aber dennoch Bestandteil ihres Alltags sind. Wie bei unseren Freunden lernen wir den Charakter der Protagonisten kennen, bewerten ihn, stellen Gemeinsamkeiten fest und mögen ihn schließlich. Ebenfalls wie bei unseren Freunden wächst das Ge-

Unser Freund die Serie

Tom und Nina lieben es, zusammen amerikanische Serien zu schauen. Warum nur? Der Versuch einer Erklärung eines Trends unter Paaren



Anschalten um abzuschalten: Viele Paare kommen sich beim Fernsehen näher

GETTY IMAGES, NATHAN WIRTH

HINGUCKER

Diese „Qualitätsserien“ aus den USA schauen Deutsche

Viele Deutsche bestellen sich ihre DVDs per Post oder laden die Serien aus dem Internet herunter. Derzeit besonders beliebt beim Internetversandhändler Amazon sind folgende US-Serien mit cineastischem Anspruch:

- Breaking Bad (1)
- Monk
- Gilmore Girls (2)
- Dr. House (3)
- Criminal Minds

Häufig gekauft auf iTunes:

- Primeval
- The Big Bang Theory
- True Blood
- Eureka
- Dr. House



fühl der Verbundenheit, je mehr Zeit wir mit den Serienhelden verbringen – Folge für Folge. Nina erinnert sich: „Zu Beginn konnte ich Carrie aus ‚Sex and the City‘ nicht ausstehen. Für mich war sie ein überzeichnetes Modepüppchen. Als sie jedoch immer wieder Pech in der Liebe hatte, ähnlich wie ich selbst damals, wurde sie mir zunehmend sympathischer.“ Und so wird eine Figur wie Carrie Bradshaw zu einer parasozialen Freundin, mit der man gemeinsam eine Geschichte entwickelt, die verbindet. „Da wir Serien meist über einen langen Zeitraum rezipieren, sammeln wir Erinnerungen an das Leben der Figur, während unser eigenes Leben fortschreitet. So entsteht der Eindruck, wir hätten eine geteilte Geschichte“, erläutert der Film- und Medienwissenschaftler Robert Blanchet, Mitherausgeber eines im Juni erscheinenden Sammelbandes zu seriel- len Formaten.

Nicht selten werden private Ereignisse mit Geschehnissen aus der Serie zeitlich verknüpft: So weiß Tom ganz genau, dass er in eine Festanstellung übernommen wurde, als im Sommer 2009 die allerletzte Folge von „Emergency Room“ (von Kennern mit „ER“ abgekürzt) ausgestrahlt wurde.

Drehbuchautor Dennis Eick weist noch auf eine weitere Gemeinsamkeit von Serien und ihren Zuschauern hin: „Wie das eigene Leben geht eine Serie immer weiter und endet nicht nach zwei Stunden wie ein Spielfilm.“ In Serien können die einzelnen Charaktere viel detailreicher gezeichnet werden. Je deutlicher die Charaktereigenschaften einer Figur herausgestellt werden, desto eher können sich die Zuschauer mit dem Serienhelden identifizieren, was wiederum zu einer intensiveren Bindung führt. Nur so lässt sich der ungeheure Erfolg sogenannter cineastischer Qualitätsfernsehserien aus den USA erklären. Es ist lange her,

dass sich Nina und Tom gemeinsam einen Spielfilm außerhalb des Kinosalles angesehen haben. Beide sind sich einig: Kinofilme kommen an den Unterhaltungswert von amerikanischen Serien nicht mehr heran.

Bei aller Einigkeit über das Format müssen sie doch um Kompromisse bei der Auswahl einer neuen Serie kämpfen. Tom mag keine „Mädelserien“ wie „Sex and the City“, „Desperate Housewives“ oder „Grey's Anatomy“, die mit viel Beziehungsgerede und schönen Männern wie Dr. Derek Shepherd auftrumpfen. Tom sieht lieber Action- und Agentenstoff wie „24“, „CSI“ oder „Navy CIS“ oder vermeintlich Lustiges wie „Scrubs“. Nina allerdings verortet den Humor der Serie auf dem Niveau von Toms Handballjungs, und schon der grobe Unterschied zwischen „CSI“ und „CIS“ bleibt ihr verschlossen. Ob wir eine Serie mögen, wird von der eigenen sozialen Identität und dem Zugehörigkeitsgefühl zu sozialen Gruppen beeinflusst. Der Medienpsychologe Reinecke kennt natürlich auch dazu Studien. Und die besagen, dass wir eine Serie besonders schätzen, wenn die eigene soziale Gruppe dabei auch noch gut wegkommt. „Somit finden weibliche Zuschauer häufig Serien unterhaltsamer, in denen Frauen die Protagonistinnen stellen, und Männer bevorzugen Formate mit männlichen Protagonisten“, so Reinecke. Diese einleuchtende Idee lässt sich auf Paare und Singles übertragen. Während sich insbesondere alleinstehende Frauen stärker mit den attraktiven Protagonistinnen in „Sex and the City“ identifizieren können, interessieren sich Frauen in Beziehungen eher für die „Desperate Housewives“, weil dort der Großteil der Handlung ebenfalls von Paaren bestritten wird.

Glücklicherweise gibt es Serien, die sowohl für Männer als auch Frauen interessant sind. „Mad Men“ zum Beispiel: Nina bewundert den Chic der Frauen, Tom den männlichen Chauvinismus. Die Zeit, in der noch überall geraucht wer-

den durfte, wünschen sich beide zurück und die Rollenverteilung von Männern und Frauen halten sie für überholt – obwohl sich beide schon in den Figuren des Ehepaars Elizabeth „Betty“ und Donald „Don“ Draper wiederfinden. Nina und Tom sind auch hier idealtypisch: Schließlich sind die meisten Serien dafür gemacht, dass Zuschauer Parallelen zu ihrem eigenen Leben in einer Partnerschaft feststellen können.

„Serien bilden in der Regel die Probleme und Themen ab – häufig in zuge-spitzter Form –, die jeder von uns in Beziehungen hat“, sagt der Berliner Paartherapeut Florian Klampfer. Doch genau deshalb kann es sein, dass man die eigenen Probleme gar nicht mehr merkt. „Seriengucken ist eine wunderbare Ablenkung von den eigenen Unzulänglichkeiten, ohne sich direkt als Paar damit auseinandersetzen zu müssen“, so der Therapeut. In Serien wird gelitten, geliebt und es werden Abenteuer bestanden. Wenn im wahren Beziehungsleben Langeweile herrscht, lässt sich die mit dem Serienschauen übertünchen. Denn das ist auch eine Form von Austausch. „Passive Kommunikation“, nennt das der Psychologe. Doch genau dadurch kann der Mangel an „aktiver“ Kommunikation übertüncht werden. „Paare, die es nicht schaffen, wirklich in Kontakt miteinander zu treten, schaffen sich nun umso mehr Hobbys, um von dieser traurigen Unzulänglichkeit abzulenken beziehungsweise um zu vermeiden, daran zu arbeiten“, beschreibt Klampfer den Teufelskreis.

Umgekehrt kann das gemeinsame Serienschauen aber auch dazu führen, dass sich die Partner besser kennenlernen, sich über Wünsche und Abneigungen austauschen. Tom ist sich nach „Mad Men“ sicher, dass seine Freundin ihm einen Seitensprung nie verzeihen würde, zu sehr hatte sich Nina über Don Drapers Affären aufgeregt. Sie wiederum weiß nun, dass Tom nicht auf rothaarige Frauen steht.

Als Nächstes möchten sich die beiden „Breaking Bad“ ansehen. Sowohl Freunde auf Facebook als auch Toms Kollegen und eine Bekannte aus Ninas Fitnessstudio priesen die Serie als sehenswert an. „Was guckt ihr gerade?“, diese Frage gehört inzwischen zum Small-Talk-Reper-toire für Partys oder das Mittagessen mit Kollegen. Irgendwas findet sich bestimmt, was mehrere gesehen haben. Wenn es dann auch noch allen gefallen hat, ist das gut für die Gruppendynamik. „Die gemeinsame Begeisterung für die Serie schweißt zusammen, ähnlich wie bei Fußballfans, die Anhänger derselben Mannschaft sind, und lässt ein Gefühl der Verbundenheit entstehen“, sagt Reinecke.

Die neue, stilbildende Bedeutung der Serie wird verstärkt, indem klassische Medien regelmäßig in epischer Breite über damit verbundene Phänomene berichten. So erklärten Modetextschriften, wie Frauen sich in Carrie Bradshaw aus „Sex and the City“ verwandeln können. Was für den Fußballfan der Schal, wurde für die Carrie-Fans die Schuhmarke Manolo Blahnik. Heute wird vor allem „Mad Men“ für die Ausstattung gefeiert. Die Serie bescherte Designklassikern wie dem Executive Chair von Charles Eames und einem Schreibtisch von Florence Knoll eine Renaissance.

Der Seriengeschmack taugt heutzutage sogar offensichtlich als gutes Kriterium für die Partnerwahl. Nina und Tom haben sich auf einem „Twin Peaks“-Abend kennengelernt.

WIR GRATULIEREN!

Kordula Gödde feierte am 28. April ihren 70. Geburtstag in Dorsten-Wulfen. Seinen 90. Ehrentag beging **Hermann Winz** in Singen am 29. April. **Luise Wegen**, Kabelburg, wurde am 4. Mai 86 Jahre alt.

JENSEITS DES FRÜHLINGS

LORRAINE HAIST



Kinderbücher sind gefährlich

Es ist doch nie zu spät, den eigenen Eltern Vorwürfe zu machen. Zum Beispiel diesen: „Ihr habt mich für die Liebe versaut.“ Harte Worte, aber wie so oft enthalten sie natürlich ein Körnchen Wahrheit. Dass meine Eltern schlechte Vorbilder sind für die Liebe zwischen zwei Menschen, möchte ich nicht behaupten. Sie waren immerhin mehr als 30 Jahre lang ver-

heiratet, und zwar miteinander. Meine Eltern schlossen den Bund fürs Leben für damalige Verhältnisse recht spät, nachdem meine Mutter ihren sogenannten Studienfreund für meinen Vater verlassen hatte – ihre Jugendliebe. Der hatte nach einem längeren Auslandsaufenthalt erneut um ihre Gunst geworben, indem er statt eines Blumenstraußes einen irgendwo in der Natur ausgegrabenen Pfirsichbaum in das Krankenhaus transportierte, in dem meine Mutter nach einer Blinddarmentoperation auf ihre Genesung wartete. Das mit dem Studienfreund hatte sich danach schnell erledigt; er sei ihr sowieso „zu dick“ gewesen, erklärte meine Mutter mir später einmal.

Dass der Ehebund meiner Eltern am Ende doch nicht fürs Leben war – geschenkt, das kommt schließlich häufiger vor. Viel schwerer wiegt die Saat, die meine Eltern in mir schon früh zum

Blühen brachten: Einerseits lebten sie mir eine Verbindung vor, die lange Zeit einigermaßen stabil auf der Basis einer in jungen Jahren entflammten Liebe ruhte. Andererseits legten sie mir eines Tages ein Buch auf den Nachttisch neben meinem Kinderbett, das ich verschlang, obschon es wie viele Kinderbücher nicht für Kinder gemacht erscheint: Maurice Sendaks „Higgelti Piggelti Pop! oder Es muss im Leben mehr als alles geben“.

Es geht darin um die Terrierdame Jennie, die „alles“ hat, zudem „einen Herrn, der sie liebte“. Das genügt ihr aber nicht; sie packt ihre Tasche und zieht hinaus in die Welt, um etwas zu suchen, das offenbar mehr bedeutet als alle materiellen Güter und die Liebe des Herrchens zusammen: Erfahrung. So zumindest verstand ich die Botschaft von „Higgelti Piggelti Pop!“ – und so hat sie Maurice Sendak, der Sigmund

Freud unter den Kinderbuchautoren, selbstverständlich auch gemeint.

Die Wirkung, die das in besonders beeinflussbarem Alter von mir wieder und wieder gelesene Buch offenbar auf mein bisheriges Leben hatte, wurde mir am vergangenen Wochenende wieder einmal bewusst. Ich lag in einem Liegestuhl auf der Terrasse eines Sommerhauses an der Ostsee, eine Freundin feierte hier Geburtstag, sie hatte die Freundinnen ihrer Jugend eingeladen. Die wiederum sind sämtlich verheiratet: mit den Freunden ihrer Jugend. „So etwas trifft man auch nur in der Provinz“, dachte ich zunächst mit der üblichen emotionalen Distanz des hart gewordenen Großstädtlers. Doch alles um mich war so harmonisch, das Mit-einander geprägt von Wärme und gegenseitigem Respekt, dass meine arrogante innere Stimme schnell verstummte. Ich befand mich im Zentrum

einer soziologischen Beobachtung, und das Ergebnis war eine Frage an mich selbst: Wäre ich heute glücklicher – beziehungsweise: genauso glücklich wie die Menschen hier –, wenn ich meine erste große Liebe geheiratet hätte, statt mich auf der Suche nach Erfahrungen



Umarmung auf dem Weg nach unten: Brooke Shields und Christopher Atkins als Jungverliebte in „Die blaue Lagune“

durch breite und schmale, hohe und niedrige, harte und weiche, saubere und weniger saubere Betten zu schlafen?

„Sie ist das Mädchen, das man nur einmal im Leben trifft“, singt Farin Urlaub von der Berliner Band „Die Ärzte“ in „Teenagerliebe“, einem wichtigen Song der 80er-Jahre, und das nicht nur deshalb, weil ich kurz vor deren Ende den Jungen traf, den es nur einmal in meinem Leben gab – zumindest im ersten. Geht es danach nur noch bergab, wie böse Zungen behaupten? Nun, nach meiner Erfahrung verläuft der Weg zumindest hügeliger als angenommen. Ob er deshalb aber auch kehrt sein muss?

Jennie findet am Ende von „Higgelti Piggelti Pop!“ jedenfalls, was sie gesucht hat: ein Theater, in dem sie der Star ist. Der Mop, den sie einmal täglich auf der Bühne vertilgt, ist aus Salami, ihrer Lieblingswurst.